Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 400. **Dienstag** den 9. August 1898. **92. Jahrgang.**

Marinetechnische Lehren aus dem spanisch-amerikanischen Kriege.

‡‡ Aus dem Verlauf des Gefechtes der amerikanischen Kriegsschiffe gegen die spanischen vor Santiago zieht die Zeitschrift „Scientific American" vier Schlüsse: „1. Beim Bau von Schlachtschiffen darf kein Holz verwendet werden, 2) die Feuerlöschvorrichtungen mit Ausnahme von Schläuchen und Mundstücken müssen geschützt unterhalb des Panzerdecks liegen, 3) Torpedos sollten auf Schlachtschiffen nur aus Unterwasserrohren geschossen und unterhalb des Panzerdecks aufbewahrt werden. 4) Der Werth der Schnellladekanonen im Gefecht ist ein ungeheurer." Diesen Folgerungen können wir um so mehr zustimmen, als bereits die Schlacht an der Yalu-Mündung am 17. September 1894 genügend Anregung gegeben hat, nach der Mehrzahl der vorliegenden Schlüsse unserm Kriegsschiffbau zu verbessern. In dieser Schlacht, dann vor Cavite bei Manila und vor Santiago entstanden Brände auf den chinesischen und den spanischen Schiffen durch das feindliche Geschützfeuer. Auf unsern neueren und den umgebauten, für den Kampf bestimmten Schiffen wird kein Holz mehr verwendet außer zu Booten, Möbeln und kleineren Geräthschaften. Der zweite Grundsatz wird daraus abgeleitet, daß ein Brand im Achterschiff der „Maria Theresia" vor Santiago nicht gelöscht werden konnte, weil dieselbe Granate, die die Kammern und Cajüten dort entzündet hatte, auch die Feuerlöschvorrichtung zerstört hatte.

Der dritte Schluß ist nicht neu, aber von Wichtigkeit, weil man seit längerer Zeit in dem Vorhandensein der Torpedos in ungepanzerten Räumen über der Wasserlinie eine Gefahr für das eigene Schiff gesehen hat. Durch den immer stärker gewordenen Geschoßhagel der Schnellladekanonen und das vermehrte Durchschlagsvermögen ihrer Granaten ist diese Frage noch wichtiger geworden, als sie schon nach der Schlacht bei der Yalu-Mündung war. Vor Santiago soll nun der Bug der „Biscaya" durch Explosion eines von einer amerikanischen Granate getroffenen Torpedokopfes zerstört worden sein. Die Stimmung gegen die Ueberwasserrohre für Torpedoverwendung auf für den Artilleriekampf bestimmten Schiffen war schon seit Jahren derart, daß in der bekannten englischen Tendenzschrift „The Captain of the Mary Rose" der seemännische Verfasser dem Führer des Schiffes den Befehl ertheilen läßt, vor dem zu erwartenden Kampf die Torpedos unter das Panzerdeck zu stauen und nur die Unterwasserrohre zu laden. Wir halten das Explodiren eines unserer Torpedoköpfe durch Auftreffen von feindlichen Geschossen für einen Ausnahmefall und nur in den seltensten Fällen für möglich, sind aber dennoch, wie die britische Marine auf unseren neuesten schweren Schiffen zu Unterwasserrohren übergegangen, halten aber ebenso das Heckausstoßrohr über Wasser beibehalten. Ein Unterwasserlegen des Heckrohrs ist des Ruders halber nicht angängig. Ein dort im Schiff explodirender Torpedo würde dem Schiff wegen der Zerstörung der Steuerfähigkeit verhängnißvoll sein. Die Treffwahrscheinlichkeit des Hecktorpedos ist wegen der Wirbelbildungen im Kielwasser durch die Fahrt des Schiffes, die Schrauben und das Ruderlegen sehr gering; die Verwendung des Hecktorpedos kann man wohl zu den am seltensten zu erwartenden Vorkommnissen in einem zukünftigen Gefecht rechnen, der Wegfall des Heckrohrs oder des Torpedos dort auf Schlachtschiffen und schweren Kreuzern würde deshalb kaum als eine Verminderung des Gefechtswerthes des Schiffes empfunden werden.

Die steigende Wichtigkeit der Schnellladekanonen ist in den Seeschlachten dieses Jahrzehntes hinreichend erwiesen. Nach den Besichtigungen der zerschossenen Schiffe scheinen die der mittleren Artillerie angehörenden Schnellladekanonen von 10 bis 15 cm Kaliber die entscheidendste Wirkung im Rumpf der Schiffe gehabt zu haben, während die kleineren Kaliber die leichten Aufbauten durchsiebt haben. Das Verharren von Mannschaften an ungeschützt stehenden Geschützen wird bei der Menge der auftreffenden Geschosse für unwahrscheinlich erklärt. Nach den Erfahrungen des amerikanisch-spanischen Krieges muß man daher annehmen, daß ein starker Panzerschutz oder mindestens gute Stahlschilde vor den Aufstellungen der Schnellladegeschütze, deren Werth durch Schutz der Bedienungsmannschaften gegen die zahllosen mittleren und kleinen feindlichen Geschosse vervielfacht. Wenn das amerikanische Blatt den guten Schutz der 6" Schnellladekanonen (15 cm S K) auf den amerikanischen neuesten Schlachtschiffen als besonderen Vorzug anerkennt, so trifft dies für unsere neuesten Schlachtschiffe und großen Kreuzer noch mehr zu.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 9. August.

Der vermittels der „Kreuzztg." gestellte, schon erwähnte Antrag des Grafen Mirbach, die **Wahl des ersten Vorsitzenden des Bundes der Landwirthe** bis zum Spätherbst auszusetzen, ist in der gestrigen Sitzung des Bundesausschusses (über die wir an anderer Stelle berichten) als „nicht vorliegend" betrachtet worden und Freiherr v. Wangenheim-Klein-Spiegel durch Zuruf zum Nachfolger des Herrn v. Plötz gewählt worden. Vorher war in der gleichen Weise der zweite Vorsitzende Dr. Rösicke, dessen Ablehnung man sicher war, gewählt worden — eine Formalität, an der nur das Eine von einiger Bedeutung ist, daß man sie gegenüber dem dritten Mitgliede des bisherigen Vorstandes, Dr. Hahn, nicht zu beobachten für nöthig fand. Daß dieser Herr gar nicht in Betracht gezogen wurde, darf man wohl als eine der antisemitischen Politik, wie der Politik im Bunde überhaupt, von der Landwirthschaft beigebrachte Niederlage ansehen. Auch Herr von Wangenheim — es wurde dies schon gestern hier hervorgehoben — ist vor demagogischen Ausschreitungen schlimmster Art nicht zurückgeschreckt. Aber abgesehen davon, daß seine stärkste Leistungen dieser Art einige Zeit zurückliegen, ist er, obwohl zur conservativen Partei gehörig, im Bunde nicht als Parteipolitiker aufgetreten. Herr Hahn hingegen hat kürzlich seine ganze „Kraft" an eine, allerdings negative, parteipolitische Wirksamkeit, die Ausmerzung der Nationalliberalen aus dem Reichstag, gewendet, und zwar nicht nach dieser Richtung, wohl aber als Bahnbrecher für die Welfen und die Socialdemokratie in Hannover schöne Erfolge davongetragen; er selbst hat sich freilich gegen diese Schützlinge von den Nationalliberalen schützen lassen müssen. Ob Herr v. Wangenheim sich als Präsident größerer Mäßigung, als dieser sein College, wie auch als sein Vorgänger im Vorsitz befleißigen wird und ob die Conservativen auf ihn stärkeren Einfluß als auf Herrn von Plötz werden ausüben können, muß leider vorerst dahingestellt bleiben. Die „Deutsche Tageszeitung" sucht gleich am ersten Tage des neuen Regiments einen Anlaß, ziemlich herausfordernd gegen die Conservativen aufzutreten. Sie kommt wieder auf den Vorschlag des „Schlesiers", den Bund zu decentralisiren, zurück, wobei für diesen und die „Kreuzztg." drohende Worte abfallen. Von der Bezeichnung „Handtagsvorschlag" wird sie aber abkommen müssen, denn der „Schlesier" erklärt heute, jener Gedanke werde die nächste Generalversammlung, die im Februar k. J. stattfindet, beschäftigen. Das ist freilich nicht gefährlich. Diese „Generalversammlung" hat die Bundesleitung in der Tasche. Die böse Erbschaft, die Herr v. Wangenheim mit der „Thomasmehlgeschichte" antritt, scheint er ebenso behandeln zu wollen, wie sein Vorgänger. Die „D. T." kommt heute, also sehr spät, auf die durch die ganze Presse gegangene Meldung zu sprechen, wonach in der letzten Versammlung der Bezugsvereinigung Herr Dr. Rösicke ein Vertrauensvotum für die Bundesleitung in Sachen der Düngerwucher-Beschuldigung gefordert, aber nicht erlangt hat. Das Blatt bemerkt dazu:

„Daß ein Mitglied der Bezugsvereinigung, das der fraglichen Sitzung beigewohnt hat, derartige Gerüchte in die Presse gebracht habe, können wir nicht annehmen, da die Sitzungen streng vertraulichen Charakter haben. Dieser Charakter der Sitzungen hat uns auch bestimmt, bisher zu schweigen. Da aber unrichtige Gerüchte in die Presse lancirt worden sind, sehen wir uns genöthigt, zu erklären, daß diese Gerüchte falsch sind, daß vor allen Dingen Niemand in der Bezugsvereinigung an der Correctheit des Verfahrens des Bundes auf dem Gebiete des Thomasphosphatmehlhandels auch nur den leisesten Zweifel gehegt oder zum Ausdruck gebracht hat."

Das ist die alte, in dieser zweifelhaften Angelegenheit immer beobachtete Methode, zu bestreiten, was nicht gesagt war, und hinwegzuhuschen über das, was behauptet worden. Es ist nicht gemeldet worden, daß Zweifel an der Correctheit des Verfahrens des Bundes ausdrücklich geäußert wurden, sondern, daß die von der Vereinigung geforderte Eideshilfe für die Bundesleitung verweigert worden ist.

Unter dem Titel **„Nationale Politik und Geheimrathsthum"** schreibt man uns: Gestern sind in Posen mehrere Minister eingetroffen, um an Ort und Stelle über Projecte der Errichtung einer Landesbibliothek, eines Museums und eines großen Vereinshauses Berathungen abzuhalten. Gewiß läßt sich durch derartige Einrichtungen eine Förderung des Deutschthums erzielen, aber man darf doch auf derartige Dinge nicht zu große Hoffnungen setzen, wie das Beispiel der Reichslande zeigt. Wenn die deutsche Sache im Westen wie im Osten so geringe Fortschritte macht, so hat Fürst Bismarck einmal einen sehr wesentlichen Grund dafür angegeben, indem er darauf hinwies, daß das deutsche Beamtenthum keine sehr große Fähigkeit habe, sich die Zuneigung fremder Nationalitäten zu gewinnen. Daß aber in Posen die Beamten sich auch mit der deutschen Bevölkerung nicht recht ins Einvernehmen zu stellen wissen, darin liegt wohl der Hauptgrund für die geringen Erfolge der Germanisirungsbestrebung in der Provinz Posen. Museen und Bibliotheken sind ja sehr schöne Dinge, aber es sind todte Dinge, und wirkliche Erfolge erzielt man nur durch den Verkehr des Lebenden mit dem Lebenden. In richtiger Erkenntniß dieser Thatsache ist vor einigen Monaten verfügt worden, daß die Beamten in der Ostmark in engere Fühlung mit der deutschen Bevölkerung treten sollten. Aber ist diese Bestimmung etwas Anderes geblieben, als eine papierene Verfügung, hat sie auch Blut und Leben gewonnen? Wir haben bis jetzt noch nichts davon gehört. Professor Lenbach hat in diesen Tagen erzählt, Fürst Bismarck habe ihm einmal unmuthig gesagt, er werde noch an der Spitze der Socialdemokraten gegen die — Geheimräthe marschiren müssen. Der Fürst, der der gerade Gegensatz zum Bureaukratismus war, hat sich mehr als einmal auf das Schärfste über die Schwierigkeiten, die ihm die Bureaukratie verursache, ausgesprochen. Und wie der größte deutsche Staatsmann des 19. Jahrhunderts, so dachte auch der größte deutsche Staatsmann des 18. Jahrhunderts, Friedrich der Große, über das Beamtenthum. Es wäre eine Undankbarkeit, die Vorzüge des deutschen Beamtenthums abstreiten zu wollen, denn der Fleiß, die Pünctlichkeit, die Tüchtigkeit, die Ehrlichkeit und die gute Durchschnittsbildung dieses Beamtenthums haben zu der Größe Deutschlands wesentlich beigetragen. Diese Eigenschaften sind dem Beamtenthum auch heute noch erhalten geblieben, aber die weniger guten Eigenschaften des Beamtenthums haben sich eher verschärft als gemildert. Die kastenmäßige Abschließung gerade des höheren Beamtenthums ist eine immer größere geworden, und, so gegnerisch wir uns sonst zu der demokratischen Redensart von dem „wachsenden Militarismus" verhalten, so müssen wir zugeben, daß bei dem Beamtenthume sich — nicht zu seinem Vortheile — ein gewisser Militarismus immer mehr geltend gemacht hat. Seit der Referendar und in neuerer Zeit auch der Gymnasiallehrer einen erheblicheren Werth darauf legt, Lieutenant der Reserve zu sein, als auf seine eigentliche Beamtenqualität, seit seine Visitenkarte lautet: „Paul Schulze, Lieutenant der Reserve im soundsovielten Infanterie-Regiment (III. Westfälisches) von Steinmetz und Referendar", seit also in seinen Augen die eigentliche Berufsstellung zum Nebenamte geworden ist, seit dieser Zeit ist der Verkehr zwischen Bürgerthum und Beamtenthum ein noch viel geringerer. Der sociale Schade dieser Veränderung macht sich überall bemerkbar; denn wenn der Beamte außer seinen Büchern und Acten nur mit Seinesgleichen verkehrt, so lernt er das wirkliche Leben herzlich wenig kennen; Bedeutendes aber werden immer nur die Beamten leisten können, die mit dem wirklichen Leben in engster Fühlung stehen, und auch hierfür ist Fürst Bismarck das glänzendste Beispiel. Von ganz besonderem Nachtheil aber ist die Abschließung des Beamtenthums in den gemischtsprachigen Bezirken. Es ist ja schön und gut, wenn sich die deutschen Beamten Vereinen, die sich zur Förderung des Deutschthums gebildet haben, anschließen, aber damit ist noch nicht viel gewonnen. Wenn sie nicht in dauerndem und sehr engen Verkehr mit der „civilen" Bevölkerung treten, so werden sie dem Bürgerthume nie das sein, was sie ihm sein sollten: ein Vorbild in der Bethätigung deutscher Gesinnung. Und so müssen wir dabei bleiben, daß es ja recht hübsch ist, wenn der Finanzminister und der Cultusminister, der Kriegsminister und der Minister des Innern sich in Posen über die Errichtung culturfördernder Einrichtungen benommen haben, aber daß es vielleicht noch besser wäre, wenn der eine oder der andere dieser Minister die Rolle des Harun al Raschid spielen und in der Ostmark umherwandern und einmal sehen wollte, ob und wie weit das Geheimrathsthum sich dem ministeriellen Erlasse über den engeren Verkehr mit den deutschen bürgerlichen Kreisen angequemt hat. Vielleicht würde er dann finden, daß noch Manches zu thun ist, was vielleicht wichtiger und dringlicher, jedenfalls aber für die deutsche Sache förderlicher ist, als die Errichtung eines Museums. In dieser Hinsicht möchten wir das Wort „das Eine thun, das Andere

Feuilleton.

In der Brandung des Lebens.

3] Roman aus dem amerikanischen Westen.
Von Theodor Eicke.
Nachdruck verboten.

Harry Antoine hoffte immer, daß Isabel anderen Sinnes werden würde, wenn auch nur aus dem Grunde, daß sie eines Tages selbst vom Eisenbahndienste leben sollte. Das würde wenigstens die Folge eines Projectes gewesen sein, das dem jungen Herrn sehr am Herzen lag und das auch Isabel's Eltern sehr gern verwirklicht gesehen hätten. In diesem Sinne sprach er auch eines Sonntags, ein paar Wochen nach den jüngst erzählten Ereignissen.

„Ich interessire mich für Ihre Angelegenheiten, Harry, Sie wissen das wohl", sagte sie. „Ich freue mich, wenn Sie Erfolg haben in Dingen, die Ihnen am Herzen liegen. Aber ich möchte doch" — sie stockte und ließ ihre Blicke über ihn hinweggehen — „ich möchte doch gern, daß Sie nicht so zu mir sprechen, als ob —"

Sie stockte wieder, und Harry Antoine fuhr an ihrer Stelle fort: „Als ob meine Absichten und Ihre Zukunft ein und dasselbe wären, meinen Sie, nicht wahr?"

„Ganz recht; Sie ärgern mich damit. Sie kennen meine Pläne. Wenn ich jetzt auch noch nicht besonders gut malen kann, so liegt doch kein Grund vor, daß ich es nicht lerne, nicht wahr?"

„Durchaus nicht, aber Sie werden niemals Ihren Lebensunterhalt damit verdienen; Sie werden mich heirathen und dann können Sie zu Ihrem Vergnügen malen, so viel Sie wollen."

Isabel kräuselte unwillig die Augenbrauen.

„Das sagen Sie mir, so lange ich denken kann", erwiderte sie, „aber Sie wissen wohl, daß es nicht sein kann, Harry; und wenn Sie in dieser Weise sprechen, wird es nur noch unmöglicher."

„Warum denn?"

„Weil es den Beweis liefert, daß Sie immer noch der Ansicht sind, meine Liebe zur Kunst sei nur eine Schulmädchenschwärmerei. Das ist es durchaus nicht, und Sie und der Vater und alle Anderen sollten das allmählich wissen."

„Ach was!" sagte Antoine und versank in unwilliges Schweigen.

Isabel berührte mit der Spitze ihres Pantoffels den Boden und versetzte die Hängematte in leise Schwingungen. Als Kamerad, als Bruder, als Alles, nur nicht als Liebhaber, war ihr Antoine herzlich willkommen. Sie kannten einander von Kindheit an, und die naturgemäße Vertrautheit solch' einer Bekanntschaft kann nicht ganz bei Seite gesetzt werden, wenn sich auf der einen Seite Liebe daraus entwickelt. Er war ein netter Junge, dachte sie, und auch begabt; Jeder sagte das von ihm. Nur drei Jahre war er älter als sie, und doch hatte er sich schon einen gewissen Namen gemacht im Eisenbahnwesen. Und dennoch, er war nur ein — Junge, und —

„Weshalb sprechen Sie gar nicht?" unterbrach Antoine ihre Gedanken.

„Ich dachte nach."

„Worüber denn, wenn es erlaubt ist, zu fragen?"

„Ueber Sie."

„Ah! — und zu welchem Resultate sind Sie gekommen?"

„Wenn Sie es denn gern wissen wollen! Ich dachte, daß Sie ein ganz scheidiger, netter Mensch sind, der sich sehr gut zu kleiden versteht, daß Ihre Einnahme groß genug ist, um arme Leute neidisch zu machen, daß Sie aber geradezu lächerlich jung aussehen und daß ein Schnurrbart Sie viel älter machen würde und —

„Das genügt! Nun sagen Sie mir, Isabel, ob Sie auch wohl einmal einen ernsten Gedanken haben. Nehmen Sie sich Zeit, darüber nachzudenken, und dann sagen Sie es mir ehrlich."

Wieder ging Isabel's Blick über ihn hinweg, die weite Ebene überfliegend und haftend auf den Höhen, die in gewaltiger Größe sich hinter dem flachen Gipfel des Tafelberges erhoben. Als sie wieder sprach, hatte der scherzhafte Ton der Begeisterung Platz gemacht.

„Könnte ein Mensch angesichts dessen" — sie zeigte auf die Gebirgskette — „leben, ohne Gedanken zu haben, für die es keinen Ausdruck mehr giebt?"

„Ja, was Kunst anbetrifft, ich gebe es ja zu, daß Sie da die meisten Leute im Denken übertreffen können."

„Höhnen Sie nur zu! Die Kunst ist doch das einzig Wahre, und Ihre elenden Geschäftsangelegenheiten sind ja nur Spielerei. Könnte ich den schwächsten Eindruck, nur einen Schatten von Dem, was Sie dort drüben sehen können, auf die Leinwand bringen, jede andere Fertigkeit, jeder andere Genuß in der Welt würde im Vergleiche dazu gering erscheinen."

„Da sind Sie schon wieder im Gange", sagte Antoine. „Ich liebe solche hübsche Sachen wie jeder Andere, aber wenn Sie mich glauben machen wollen, das Anfertigen derselben sei der Lebenszweck eines Mannes oder einer Frau, nun, das ist ja" — er suchte nach einem passenden Vergleich, und da er keinen finden konnte, brach er ab und fuhr fort: „Zwischen Ihnen und Brant hat man wirklich Mühe, die Füße auf der allläglichen Erde zu behalten."

Isabel beachtete seine Tirade nicht, sondern, an die Erwähnung Brant's anknüpfend, fragte sie: „Mr. Brant hat studirt, nicht wahr?"

„Ich glaube wohl; weshalb fragen Sie?" entgegnete Antoine, der in so hohem Grade Geschäftsmann war, daß er von wissenschaftlicher Bildung nicht viel hielt.

„Nichts Besonderes; ich dachte nur, um wie Vieles ein studirter Mann doch zu beneiden ist."

„Kann ich nicht einsehen", erwiderte Antoine. „Zum Beispiel Brant — was hat er denn vor uns Anderen voraus?"

„Die Thatsache, daß Sie so fragen können, ist die beste Antwort hierauf", sagte Isabel schnippisch. „Mr. Brant braucht nicht immer vom Geschäft zu sprechen; er kennt Kunst und Literatur und vieles Andere."

Antoine verlor schließlich die Geduld.

„Zum Teufel mit Brant!" rief er. „Ich bin's müde, ihn mir immer als Muster vorhalten zu lassen. Ich wünschte, ich hätte ihn nie hierher gebracht."

Volle fünf Minuten sprach Keiner von Beiden ein Wort. Dann machte Antoine noch einen verzweifelten Versuch, auf Das zu kommen, was ihm am meisten am Herzen lag.

„Wollen wir nicht endlich einmal die Kunst bei Seite lassen, Isabel, und über etwas reden, das viel wichtiger ist — für mich. Wann wollen Sie mich endlich erhören?"

Die Zeit war schlecht gewählt und dementsprechend die Antwort. „Seien Sie kein Thor, Harry; es ist wirklich zwecklos, daß wir darauf zurückkommen."

„Das ist es nicht", beharrte er, „ich habe jetzt geduldig gewartet seit mehr als zwei Jahren, Isabel, und so kann es doch nicht fortgehen."

„So machen Sie doch ein Ende; ich habe Sie doch nicht aufgefordert, zu warten."

Er sprang erregt auf. „Sprechen Sie nicht so zu mir, Isabel, ich dränge Sie jetzt nicht mehr, aber ich bitte Sie, zu bedenken, daß ich nicht immer eine scherzende Antwort hinnehmen kann. Wenn wir wieder davon sprechen, dann müssen Sie entweder Ja oder Nein sagen. Und Sie werden verständig sein, nicht wahr?"

Sie hielt unverwandt ihre Blicke auf die fernen Berge gerichtet und sagte ihm kein Wort der Ermuthigung.

„Nicht wahr, Isabel?" wiederholte er.

Keine Antwort.

„Isabel, ich gehe jetzt."

Auch jetzt ließ sich keine Antwort hören, und Isabel rührte sich nicht, bis sie hörte, wie sich das Thor hinter ihm schloß.

V.

Um wieder auf Brant zurückzukommen, so hatte er nach den Ereignissen auf der Reise nach Denver und nach der Erkennungsscene mit dem Schaffner bei jeder Gelegenheit ähnlichen Unannehmlichkeiten mit Besorgniß entgegengesehen. Aber der Pfad nach oben ist nicht immer steil und schlüpfrig. Der Anfang wurde ihm sogar recht leicht gemacht; er traf keine unangenehmen Bekanntschaften, und die Stellungsfrage erledigte sich fast sofort in erfreulichster Art.

Oberst Lowran brauchte einen Ingenieur und zufällig stellte er die Universität, die Brant besucht hatte, sehr hoch, weil der dortige Professor der Mathematik ein Schüler seiner eigenen Alma mater war. So kam es, daß Brant zwei Tage nach seiner Ankunft in Denver eine Stellung im Constructionsbureau hatte, wo er sich mit ganzer Seele dem Beruf hingab, dem er einst mit Leidenschaft ergeben war.

Vierzehn Tage später traf Antoine ein. Die Bekanntschaft wurde erneuert, und Brant vertauschte sein Hotelzimmer mit einem Quartier in dem ruhigen Logirhause, das ihm durch den Bureauchef empfohlen war. Einige Wochen lang lebte der junge Ingenieur ganz seiner Thätigkeit, indem er den Tag auf dem Bureau und den Abend auf seinem Zimmer verbrachte, sich auf der Straße aber so wenig wie möglich zeigte. Er traf auch nicht ein einziges Mal auf seinen Wegen ein bekanntes Gesicht. So begann er sich allmählich sicher zu fühlen und that einen weiteren Schritt, indem er mit Antoine einen Besuch bei Langford machte.

„Sind nette Leute und werden Ihnen gefallen", sagte der Bureauchef. „Mein Vater war des Richters bester Freund, früher in Illinois, und unsere Häuser standen nebeneinander. Ich kenne sie, so lange ich zurückdenken kann."

„Große Familie?" fragte Brant.

„Nein, zwei Mädchen und ein Junge. Dorothy ist gut, aber nicht hübsch; Isabel ist hübsch, aber nicht gerade — doch ich will nichts weiter sagen, Sie mögen selbst urtheilen. Was Will anbetrifft, der hat seine eigene Art — ich nenne ihn einen ungeleckten Hund."

Zwanzig Minuten später führte Antoine seinen Freund in dem gemüthlichen Wohnzimmer des Langford'schen Hauses ein.

„Mrs. Langford, mein Freund, Mr. Brant. Mr. Langford, dies ist der Eremit, den ich Ihnen zu bringen versprach.

SLUB
Wir führen Wissen.